

ELISABETH HÜTTER: Die Pauliner-Universitätskirche zu Leipzig. Geschichte und Bedeutung (Forschungen und Schriften zur Denkmalpflege Bd. 1). Weimar: Hermann Böhlau Nachfolger 1993. XV und 179 S. 8 Farbtafeln. Ln. DM 68,-.

Die sog. »Wende« hat uns manche Veröffentlichung beschert, die ihr Verhaftetsein im alten System noch deutlich zeigt (vgl. z.B. oben S. 268 f.). Umso erfreulicher ist es, daß wir das vorliegende Buch anzeigen können, das erst jetzt erscheinen konnte und als erster Band einer neuen Reihe des Landesamts für Denkmalpflege Sachsen eine Wiedergutmachung in verschiedener Hinsicht darstellt.

Es handelt sich um eine schon 1961 fertiggestellte Dissertation, die – aus guten Gründen unverändert – nunmehr erscheint, ja erst jetzt erscheinen kann, nachdem man sie – da anscheinend als unliebsam empfunden – an der Universität verschwinden ließ; jedenfalls mußte sie bereits auf die Nennung des inzwischen aus der DDR geflohenen Doktorvaters verzichten und ist dort nicht mehr aufzufinden (!) – ein Zeugnis dafür, wie damals dort unangenehme Wahrheiten unterdrückt wurden. Schon in jenen Jahren nämlich hatte der erbitterte und letztlich erfolglose Kampf vor allem der Denkmalpflege um die Erhaltung der Leipziger Universitätskirche begonnen, die sowohl Kirche als auch ein sehr wichtiger Raum für Veranstaltungen der Universität gewesen ist und schließlich auch der ausgebombten katholischen Propstei-Gemeinde für ihre Gottesdienste diente. Dieser Kampf wird in den vorgeschalteten Abschnitten dokumentiert und fand in der eiligst nach dem grundlegenden Beschluß des Politbüros der SED durchgeführten Sprengung der Kirche 1968 seinen abrupten Abschluß; aus ihr wurden nicht einmal die wertvollsten Kunstwerke gerettet und sogar noch in den Trümmern wurde die Untersuchung baugeschichtlicher Fragen rundweg abgelehnt. Ein wahrhaft trauriges Kapitel deutscher Universitätsgeschichte, mit dem das Leipziger Universitätsviertel »sozialistisch« umgestaltet wurde.

Die Leipziger Paulinerkirche wurde seit etwa 1231 als Kirche des dortigen Dominikanerklosters zu bauen begonnen. Die Verfasserin geht allen ihren Baustadien gewissenhaft nach, beginnend mit dem Versuch einer Rekonstruktion der ursprünglichen Anlage, eingebunden in die Bettelordensarchitektur des 13. Jahrhunderts, und weitergeführt über den spätgotischen Umbau zur Hallenkirche, die Umgestaltung zur evangelischen Universitätskirche nach der Einführung der Reformation bis hin zu den Umbaumaßnahmen im Barock und im 19. Jahrhundert. Dies alles ist eine sehr zuverlässige Darstellung.

Natürlich darf man nicht vergessen, daß überall dort, wo die allgemeine Entwicklung dargestellt oder Vergleiche gezogen werden, der Forschungsstand von 1961 gegeben ist, wobei zudem schon damals der erschwerte Zugang zu westlicher Fachliteratur sich abzeichnete. Das schadet der eigentlichen Darstellung des Befundes an der Paulinerkirche selbstverständlich nicht, aber es wird spürbar, wenn z.B. Fragen der Ordensgeschichte und Ordensarchitektur etwa bei dem einführenden Kapitel über die Dominikaner (und ihre Ausbreitung in Mitteldeutschland) oder der Stadtgeschichte (z.B. zur Anlage von Bettelordensklöstern am Stadtrand) behandelt werden. Der Exkurs über die deutschen Universitätskirchen (S. 121 f.) hätte m.E. breiter ausfallen sollen; die Bemerkung, daß 1542 der Universität Tübingen das »Augustinerstift« zugewiesen wurde, ist falsch. In einem Anhang (S. 157–174) werden gedruckte und ungedruckte Quellentexte ediert. Dem Text sind 8 Farbtafeln mit Aufnahmen der Kirche kurz vor ihrer Zerstörung und einem Ausmalungsentwurf von 1898 vorangestellt.

Das Werk stellt somit eine gründliche Untersuchung des Baudenkmals und zugleich eine würdige Erinnerung an diese frevelhaft zerstörte Kirche wie auch eine dankenswerte geistige Wiedergutmachung dar. Mögen wir in Zukunft von solchen Untaten bewahrt bleiben.

Jürgen Sydow

10. Umschau

Schon immer hat die Bildung geistlicher Sekundogenituren in der frühen Neuzeit das Interesse der Historiker gefunden. Besonders bekannt wurde das Haus Bayern, dem es gelang, von der Mitte des 16. Jahrhunderts bis 1761 in der Reichskirche eine bedeutende Sekundogenitur zu halten, und zwar mit dem Zentrum in Köln. Auch Habsburg bemühte sich. Seit 1665 hatte die Dynastie aber keine Kandidaten mehr zur Verfügung. Dies änderte sich erst 1769, als ein Sohn von Kaiserin Maria Theresia, Maximilian Franz, wieder in der Reichskirche eingesetzt werden konnte. Er sollte dann Köln und Münster samt dem Hochmeisteramt des Deutschen Ordens übernehmen. Einen gewissen Ersatz für den Ausfall der

Habsburger leisteten um die Wende zum 18. Jahrhundert die verschwägerten Pfalz-Neuburger und die Lothringer; doch fielen auch diese beiden Dynastien nach einer Generation praktisch aus. Die katholischen Wettiner traten ebenfalls um 1700 an; sie konnten aber erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts mit Clemens Wenzeslaus, zunächst Bischof von Freising und Regensburg, dann Erzbischof von Trier und Augsburg einen nennenswerten Erfolg erzielen. Die Bemühungen anderer Dynastien (Hessen-Darmstadt, Württemberg) blieben meist in den Ansätzen stecken.

Wichtige Instrumente bei diesem Mühen um beständige Positionen in der Reichskirche waren die Koadjutorie mit dem Recht der Nachfolge und Kumulationen. Mit Hilfe dieser beiden Verfassungsfiguren ließen sich auf die Dauer mächtige und einflußreiche Sekundogenituren schaffen.

Daß es schon vorher, im 15. und 16. Jahrhundert ähnliche Bestrebungen der hochadeligen Dynastien gegeben hat, hat kürzlich *Hans-Georg Aschoff* am Beispiel der westfälischen und niedersächsischen Hochstifte (Köln, Bremen, Paderborn, Münster, Osnabrück, Utrecht, Minden, Verden, Hildesheim) gezeigt (*Dynastische Interessen in den westfälischen und niedersächsischen Bistümern während des 15. und 16. Jahrhunderts*, in: *Römische Quartalschrift* 87, 1992, S. 236–251). In Konkurrenz zum einheimischen Adel und einigen gräflichen Familien (Moer, Hoya) waren vor allem die Dynastien Hessen, Braunschweig-Grubenhagen, Braunschweig-Wolfenbüttel, Braunschweig-Lüneburg, Holstein, Sachsen-Lauenburg daran interessiert. Auch hier waren Koadjutorien und Kumulationen bewährte Instrumente. Daß diese Versuche, im Gegensatz zu den Bemühungen im 17. und 18. Jahrhundert, bisher kaum beachtet wurden, hat verschiedene Gründe. Für das 16. Jahrhundert drängte sich vor allem das Problem der Konfessionsbildung, das heißt das Ringen zwischen der alten und den neuen Kirchen in den Vordergrund des Interesses. Dynastisches Mühen um die Hochstifte der Reichskirche wurden von beiden Seiten stillschweigend geduldet, weil es auch dem Erhalt der eigenen Konfession diene.

Nach der Besetzung Mitteldeutschlands durch die russische Armee, bereiteten die neuen Machthaber und ihre deutschen Handlanger dem »bürgerlichen Vereinswesen« ein rasches Ende. Alle Vereine wurden aufgelöst und enteignet. Allein in der Stadt Chemnitz waren es über 500. Dazu gehörten so harmlose Vereinigungen wie der »Verein zur Unterstützung armer Kranker«, die »Lutherhilfe (Kirchbauverein der Luthergemeinde)«, der »Erste Englische Sprachverein«, der »Gymnasialverein«, der »Deutsche Frauenbund zur alkoholfreien Kultur«, der »Katholische Männerverein«, der »Sparverein für Konfirmanden und jugendliche Personen«, der »Caritasverband« und schließlich auch der »Verein für Chemnitzer Geschichte«. Sparkonten, Archiv und Bibliothek wurden durch den Rat der Stadt beschlagnahmt. Nach der »Wende« entstand auch der Chemnitzer Geschichtsverein neu (19. April 1991). Er konnte schon mit einer eigenen Zeitschrift an die Öffentlichkeit treten (*»Mitteilungen des Chemnitzer Geschichtsvereins«*, 62. Jahrbuch, NF1. Chemnitz: Selbstverlag des Chemnitzer Geschichtsvereins 1992). Dabei knüpft er an die »Mitteilungen des Vereins für Chemnitzer Geschichte« (1876–1944) an. Das Generalthema ist das Chemnitzer Vereinsleben der letzten einhundert Jahre. Wolfgang Uhlmann schildert die breite Streuung der »Chemnitzer Vereine im 19. Jahrhundert« (S. 7–17: Spar- und Wohltätigkeitsvereine, Geselligkeitsvereine, technische Vereine, Musik- und Theatervereine, Bildungs- und Wissenschaftsvereine, Frauenvereine, Sportvereine, Militärvereine usw.). Gert Richter, der Vorsitzende, berichtet über die Geschichte des »Vereins für Chemnitzer Geschichte« von 1872 bis 1945 (S. 19–46). Weitere Beiträge sind dem Verein »Kunsthütte«, dem »Chemnitzer Erzgebirgszweigverein« und den »Chemnitzer Musik- und Gesangvereinen« gewidmet. Makaber ist die »Liste der zwischen 1945 und 1948 aufgelösten Vereine« (S. 119–146). Wie schon erwähnt, waren es über 500 solcher »bürgerlicher Vereinigungen«. Die Namen zeigen, daß auch christlich geprägte Gruppen als »bürgerlich« eingestuft und entsprechend behandelt wurden.

Als Nachfolger der bewährten Bibliographien von Heyd und Lautenschlager erscheint seit geraumer Zeit die »Landesbibliographie von Baden-Württemberg«, herausgegeben von der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Verbindung mit den Landesbibliotheken Karlsruhe und Stuttgart. Nun liegt, bearbeitet von Brigitte Schürmann und Ludger Syré, Band 9 vor. Er bietet »die Literatur des Jahres 1988, mit Nachträgen ab 1986« (Stuttgart: W. Kohlhammer Verlag 1992. XVIII und 800 S.).

Seit mehr als zehn Jahren untersucht Lutz Reichardt die Namen der württembergischen Ortschaften. In regelmäßigen Abständen erscheinen Ortsnamenbücher. Gliederungsprinzip sind die heutigen Stadt- und Landkreise. Aufgenommen werden auch Wüstungen, sowie einfache Wohnplätze. Nach der Lokalisierung des Orts folgen alle nachweisbaren Namensformen. In einem weiteren Abschnitt wird jeder

Ortsname historisch und philologisch gedeutet und eingeordnet. Nach den Landkreisen Stuttgart, Esslingen und Ludwigsburg (1982), Reutlingen (1983), Tübingen (1984), Alb-Donau und Ulm (1986), Heidenheim (1987) und Göppingen (1989) erschien nun: *Ortsnamenbuch des Rems-Murr-Kreises*. (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B: Forschungen Band 128) Stuttgart: Kohlhammer-Verlag 1993. VII und 466 S. mit 1 Karte.

Bei der Verwaltungsreform der siebziger Jahre wurden die Gemeinden Altheim, Kreenheinstetten, Leibertingen und Thalheim zur Gesamtgemeinde Leibertingen zusammengeschlossen. Kreenheinstetten feierte kürzlich das 1000-jährige Jubiläum seiner ersten Erwähnung. Dies wurde möglich, weil das in einer St. Gallener Urkunde von 793 erwähnte »Hohunsteti«, das die Forschung unterschiedlich lokalisiert, kurzerhand für Kreenheinstetten in Anspruch genommen wurde. Eine Festschrift erschien unter dem zunächst rätselhaften Titel: »Im Schatten eines Denkmals«. Der Untertitel deutet: »Geschichte und Geschichten des Geburtsortes von Abraham a Sancta Clara, Kreenheinstetten 793–1993«. Herausgegeben wurde die Festgabe von der Gemeinde Leibertingen (246 Seiten), die Redaktion hatte Walter Knittel. Das Buch ist gut aufgemacht, bei der Geschichte liegt der Akzent verständlicher Weise auf der Neuzeit. Dafür wurde umfangreiches ungedrucktes Material herangezogen (u. a. im Erzbischöflichen Ordinariatsarchiv Freiburg und im Generallandesarchiv Karlsruhe). Die Beiträge zur neuesten Geschichte beruhen teilweise auf mündlichen Berichten derer, die dabei gewesen sind. Das »Denkmal« des Dorfes, den berühmten Wiener Prediger, schildert Gunter Haug (S. 41–52). Diesen Artikel hätte man besser einem Fachmann anvertraut, da in der vergangenen Zeit eine umfangreiche Literatur über den kaiserlichen Prediger erschienen ist. Nicht fehlen durfte »Nur Kinder, Küche, Kirche? – Frauen im Dorf von 1850 bis 1950« (S. 165–179).

Auch Hailfingen (heute Ortsteil von Rottenburg) erhielt ein Heimatbuch: »Hailfingen 1093–1993. Ein Gäudorf und mehr als 900 Jahre Geschichte« (redigiert von Karlheinz Geppert und Heidi Heusch. Rottenburg am Neckar/Hailfingen 1993. 374 S.). Anlaß für das Jubiläum war die erste Erwähnung des Roperti de Hadelvinga in einer Urkunde des Klosters Allerheiligen (Schaffhausen). Die Herren von Hailfingen, im Rottenburger Raum weit verzweigt, waren zunächst Ministerialen der Pfalzgrafen von Tübingen, dann der Grafen von Hohenberg. Sippengrablege war das Kloster Bebenhausen. 1527 starb die Familie mit Wendel von Hailfingen zu Pfäffingen aus (Hans-Peter Müller, Die Adligen von Hailfingen, S. 45–74). Unter dem Titel »Am Ende des Alten Reiches« schildert Dieter Manz die »Orts- und Regionalgeschichte von 1790 bis 1805«, d. h. vor allem die Folgen der Revolutionskriege für den Rottenburger Raum, nämlich Truppendurchzüge, Einquartierungen, Emigranten usw. Eine wichtige Quelle war das »Aufschreibbüchlein« von Christian Baur, einem Hailfinger Bauern. Diese, aus einer engen Perspektive geschriebenen Aufzeichnungen, mußten durch andere chronikalische Quellen (z. B. die Chronik von Ludwig Anton Hasler) ergänzt und erweitert werden. Ebenfalls von Dieter Manz stammt »St. Laurentius in Hailfingen, zur Bau- und Kunstgeschichte der Hailfinger Pfarrkirche« (S. 129–154). Dieses Gotteshaus mit netzgewölbtem Chor und spätgotischem Sakramentshaus gehört zu jenen Dorfkirchen der Gegend, welche noch heute ein sichtbarer Hinweis auf den Wohlstand sind, der im 15. und 16. Jahrhundert auf den fruchtbaren Lößböden des Gäus herrschte. – Edelgard Schmalz schildert »Die Pfarrei St. Laurentius im 19. Jahrhundert« (S. 155–168). Dieser Beitrag zeichnet sich weder durch eine besondere Kenntnis der kirchlichen Strukturen der Zeit noch durch Verständnis für die Kirchenreformen wessenbergischer Couleure aus. – Verschiedene Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte sind unter dem Titel »Vom Bauerndorf zur Auspendlergemeinde« zusammengefaßt. Unter anderem wird auch die Auswanderung nach Amerika geschildert. Interessant ist, daß bei der Reichstagswahl von 1933 in Hailfingen das Zentrum von der NSDAP überholt wurde, ganz im Gegensatz zu anderen katholischen Orten der Gegend (in Seeborn zum Beispiel erreichten die Nationalsozialisten nur 10%, während das Zentrum mit 75% aus der Wahl ging). – Utz Jeggel geht auf ein düsteres Kapitel ein; 1944/45 wurden KZ-Häftlinge und Zwangsarbeiter eingesetzt, um die Rollbahn des auf Hailfingen Gemarkung liegenden Flugplatzes zu verlängern. (Zwei kleine Korrekturen: Es gab keine dreimotorigen Messerschmitt-Flugzeuge; die Me 110 war 2-motorig; der Flugplatz wurde verlängert, um den modernen Me 262-Düsenflugzeugen den Start zu ermöglichen.) Ungefähr 75 dieser Arbeiter kamen um und wurden in einem Massengrab beigesetzt. Wenig glücklich war das Verhalten der Franzosen, als am 2. Juni 1945 das Grab geöffnet und die Toten umgebettet wurden. Der Terror der Besatzungsmacht, dem zwei Bondorfer Bürger zum Opfer fielen, war nicht geeignet, die Deutschen »umzuerziehen«. Die restlichen Beiträge

unter dem Titel »Hailfingler Leute«, »Geschichten«, »Vom Feiern und Singen, vom Essen und Trinken« und schließlich »Vereine« schildern bunt und farbig die Entwicklung der vergangenen Jahrzehnte wie auch die Gegenwart. Die Tatsache, daß es auch einen Tennisclub gibt, zeigt, daß man es im Dunstkreis von IBM und Daimler zu etwas gebracht hat. – Dankbar ist der Leser für eine Liste der »Maße und Währungen« (S. 361) und das Register (S. 362–373).

Es ist ungewöhnlich, an dieser Stelle ungedruckte Arbeiten anzuzeigen (Exemplare der Arbeit können eingesehen werden an der Universitätsbibliothek Eichstätt, im Diözesanarchiv Rottenburg, im Staatsarchiv Ludwigsburg, in den Stadtarchiven Ellwangen und Schwäbisch-Hall, sowie neuerdings in der Bibliothek des Geschichtsvereins der Diözese Rottenburg-Stuttgart). Wenn wir eine Ausnahme machen, dann deshalb, weil eine Studie zahlreiche interessante Nachrichten aus ungedruckten Quellen bietet, die ihres Umfangs wegen wohl aber nie gedruckt werden kann: *Ingo Gabor, Aspekte zum Kapellenbau im Gebiet der Fürstpropstei Ellwangen/Jagst im 17. und 18. Jahrhundert (Magisterarbeit an der Philosophisch-Pädagogischen Fakultät der Universität Eichstätt 1993. 276 S., 2 Landkarten, 51 S. Bilder)*. Der Titel ist etwas irreführend: Der Autor beschränkt sich auf den Virngrund, also jenes Gebiet, das 1024 von Kaiser Heinrich II. als ellwängisches Territorium umschrieben worden ist. Trotz dieser Beschränkung wurden zahlreiche interessante Objekte aufgenommen: Sebastianskapelle in Breitenbach, Marienkapelle in Buch, Gangolfkapelle in Bühlertann, Heidkapelle bei Dalkingen, Kapelle zum hl. Wendelin und zur schmerzhaften Muttergottes in Ebnat (Gemeinde Neuler), die Kapellen in der Stadt Ellwangen selbst usw. Jedes Objekt ist eingehend beschrieben; den historischen Daten liegen umfangreiche ungedruckte Quellen zugrunde. In einem zweiten Teil wird das aufbereitete Material systematisch gegliedert, nach Künstlern, Handwerkern, äußere Gestaltung, architektonischen Elementen usw. Interessant, aber nicht einmalig (ein anderes Beispiel für eine solche Kunstförderung auf dem Lande war Januarius Zick. Dieser arbeitete nicht nur in den großen Klosterkirchen Oberelchingen, Wiblingen, Rot an der Rot, Ottobeuren und Zwiefalten. Im Auftrag des Zwielfaltener Abtes gestaltete er auch die kleinen Dorfkirchen in Dürrenwaldstetten und Zell bei Riedlingen. Dazu neuerdings eindrucksvoll der Ausstellungskatalog: Januarius Zick und sein Wirken in Oberschwaben. Hg. vom Ulmer Museum. Ulm 1993) ist, daß durch die Vermittlung der Fürstpropste Künstler und Kunsthandwerker von hohem Rang von auswärts für solche »Dorfkapellen« gewonnen werden konnten. Zahlreich waren auch die Wallfahrtskapellen im Untersuchungsgebiet. Hier wird wieder einmal deutlich, wie intensiv im Barock diese Frömmigkeitsform gepflegt wurde und wie groß ihre Bedeutung bis zur Aufklärung (mit einer radikalen Wallfahrtskritik) war. Von besonderem Rang im Ellwanger Raum war der hl. Patrizius, dessen Verehrung in der Wallfahrt von Hohenstadt ihr Zentrum hatte. Er war ein »Bauernheiliger« (gut für günstige Witterung und gegen Viehkrankheiten). Wie auch anderwärts kam es hier, schon im Hinblick auf die Dichte der Wallfahrtsorte, zur »Konkurrenz«. So geriet zum Beispiel die alte Heiligblut-Wallfahrt nach Schwenningen (Gemeinde Neuler) durch die von den Fürstpropsten geförderte Marienwallfahrt auf den Schönenberg immer mehr ins Abseits.

1991 feierte die Pfarrgemeinde St. Petrus in Taldorf bei Ravensburg das 800-jährige Jubiläum ihrer ersten Erwähnung. Daß Gemeinde- und Pfarreiwesen wesentlich älter sind, ist anzunehmen. 1191 war das Dorf bereits Sitz eines Dekans. Aus Anlaß des Jubiläums erschien eine Festgabe (*800 Jahre St. Petrus Taldorf. Fest- und Heimatbuch. 2. Auflage. Ravensburg-Taldorf 1991, 265 S.*). Im geschichtlichen Teil behandelt Peter Eitel zunächst einen wichtigen Aspekt der mittelalterlichen Geschichte: »Pfarrei St. Petrus Taldorf – Diener zweier Herren. Taldorf zwischen klösterlichem und reichsstädtischem Herrschaftsanspruch«. Die beiden Konkurrenten waren die expandierende Reichsstadt Ravensburg und das Prämonstratenserkloster Weißenau. Das Kloster blieb schließlich Sieger. Moriz Johner, Georg Wieland und Georg Spohn schildern dann in knappen Strichen die Geschichte der Pfarrei bis in die Gegenwart. Wichtige Quellen sind die Konstanzer bzw. die Rottenburger Visitationsberichte. Interessant ist vor allem die Auseinandersetzung mit den Versuchen einer Reform von Kult, Frömmigkeit und Liturgie in der Zeit der Aufklärung. Episode blieb der Plan, auf einem Hof in Dürnast ein Frauenkloster der Ewigen Anbetung zu gründen (1857). Trotz der Unterstützung durch Bischof Josef von Lipp scheiterte das Unternehmen, und zwar am unstillen Geist der beiden »Gründungsnonnen«. Wertvoll sind die Listen der Pfarrer von Taldorf, Alberskirch und Eggartskirch, die Georg Wieland erarbeitet hat (S. 72–87). Der zweite Teil der Festgabe besteht aus historischen Schlaglichtern (z. B. »Die Poststellen in der Pfarrei Taldorf«, »Die Währungsreform 1948« oder »Ärzte in Alberskirch und Dürnast«), die fast alle aus der Feder von Josef Rinderer stammen. Insgesamt ein gut lesbares, reich bildertes Heimatbuch. Auch der Fachhistoriker kann aus dem einen oder anderen Beitrag Nutzen ziehen.

In diesem Jahr (1994) feiern die Abtei und die Stadt Weingarten das 900-jährige Jubiläum der Übergabe der Heiligblut-Reliquie des Klosters. Dieses Jubiläum und seine Feiern dürften weithin die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich ziehen, zeigt der Blut-Freitag mit seiner berühmten Reiterprozession doch Jahr für Jahr mehr Interesse. Zum Umfeld der Vorbereitungen des Jubiläums gehört auch ein Buch: *Weingartener Blutritt (Friedrichshafen: Verlag Robert Gessner 1993. Ohne Paginierung, DM 29,50)*. Hier sind zum ersten Mal 24 Hinterglaspbilder zum Thema veröffentlicht, die Maria Felder, eine naive Malerin aus Aufreute (Gemeinde Argenbühl), geschaffen hat (heute im Besitz der Stadtgemeinde Weingarten). Die Bilder sind sehr eindrucksvoll; in ihrer bunten Farbigekeit geben sie die Stimmung des Festes gut wieder. Die erläuternden Texte schrieb, beraten durch Mönche der Abtei Weingarten, Gisela Linder. Das gefällig aufgemachte Buch eignet sich gut als Geschenk.

Unter dem Titel »*Verirrte Schäflein in der Diaspora*«. *Zur Geschichte der Kirchheimer Katholiken bis zur Errichtung der Stadtpfarrei St. Ulrich 1910 (Schriftenreihe des Stadtarchivs Kirchheim unter Teck Bd. 15, 1992, S. 127–163)* schildert *Herbert Aderbauer* die Geschichte einer württembergischen Diasporagemeinde. Im frühen 19. Jahrhundert zogen, meist aus familiären oder beruflichen Gründen (Soldaten, Beamte) nach und nach Katholiken in die bis dahin ausschließlich evangelische Oberamtsstadt Kirchheim. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts brachte die Industrialisierung (1870 Bau einer Maschinenfabrik) einen neuen Schub. Zunächst wurde die kleine Gemeinde von Steinbach (Wernau) aus pastoriert; nach dem Bau der Eisenbahnlinie nach Unterboihingen wurde sie dorthin umgepfarrt. Die eigentlichen Impulse für eine Gemeindebildung vor Ort kamen nicht von außen, sondern von einigen rührigen Kirchheimer Katholiken. 1874 überließ ihnen König Karl von Württemberg die Kapelle im Schloß als Gottesdienstraum. Die von da an regelmäßig mögliche Meßfeier übernahm zunächst Dr. Stefan Uhl, Redakteur des Deutschen Volksblatts und des Sonntagsblatts. Er reiste jeweils von Stuttgart aus an. Nach seiner Ernennung zum Stadtpfarrer in Ludwigsburg (1879) mußte der Pfarrer von Unterboihingen diese Aufgabe übernehmen; dies führte zu Schwierigkeiten mit der eigenen Gemeinde. 1885 erhielten die Kirchheimer Katholiken in einem Expositurvikar einen eigenen Seelsorger. 1908 konnte Bischof Paul Wilhelm von Keppeler die von Cades erbaute Kirche einweihen und schließlich wurde 1910 das Vikariat zur Stadtpfarrei erhoben. Erster Stadtpfarrer wurde der Moralthologe Dr. Otto Schilling, der aber nur ein Jahr blieb, da es ihn mehr zur Wissenschaft zog (1916 Professor der Moralthologie in Tübingen).

Rudolf Reinhardt

Vor geraumer Zeit konnten wir in dieser Zeitschrift (8, 1990, S. 332f.) eine Arbeit zur Besprechung bringen, deren Fortsetzung jetzt vorliegt in GERHARD RAFF: *Hie gut Wirtemberg allewege II. Das Haus Württemberg von Herzog Friedrich I. bis Herzog Eberhard III.* Mit den Linien Stuttgart, Mömpelgard, Weitingen, Neuenbürg, Neuenstadt am Kocher und Oels in Schlesien, 1993 (DM 98,00; Bezug nur über BBW-Markt, Steinbeisstr. 16, D-71332 Waiblingen). Da der Folgebund nach Idee, Anlage und Präsentation dem ersten unverändert entspricht, mithin also auch dessen Vorzüge und Nachteile sich wiederholen, sei er hier nur kurz angezeigt. Er behandelt in den Generationen XI bis XIII des Hauses Württemberg in Haupt- und Nebenlinien insgesamt 56 Personen. Von der XI. Generation war Herzog Friedrich I. (gest. 1608) aus der Linie Mömpelgard bereits im ersten Band kurz berührt, ist aber gegebenenmaßen (als Stammvater aller nachfolgenden Linien des Hauses) hier erst in der angemessenen Breite ausgeführt. Seine fünfzehnköpfige Deszendenz stellt die XII. Generation dar, die sich nachmals in die Linien W.-Stuttgart, W.-Mömpelgard und W.-Weitingen und die weiteren Linien verzweigt. Haupt der regierenden Linie in der XII. Generation (W.-Stuttgart) ist Herzog Johann Friedrich (gest. 1628), der die Dynastie mit insgesamt neun Abkömmlingen sichert (die erste Tochter Heinrica ist in der Übersicht auf der ersten Umschlagseite versehentlich als Heinrich aufgeführt), darunter Herzog Eberhard III. (gest. 1674), seinem vierten Kind und zweiten Sohn, der ihm in der XIII. Generation 1628/1633 in der Regierung nachfolgt. – Genealogen im engeren Sinn wie Landeshistoriker im fachlichen und Liebhaber der Geschichte Württembergs im allgemeinen Sinn mag faszinieren, welche Wendung die »genealogische Krise« nach dem Tod des kinderlos verstorbenen Herzogs Ludwig (gest. 1593) in nur zwei Generationen nahm, wobei die Lebenszeit der zweiten (XIII.) weitgehend mit dem Dreißigjährigen Krieg parallel ging. Dem Autor gebührt Anerkennung für die umfängliche und subtile Präparationsarbeit im einzelnen, deren Fortführung man sich wünschen und deren Resultate man gern wieder gedruckt vorliegen sehen möchte. Streiten läßt sich über den Geschmack der S. XIII–XIX. Die präzeptorale Attitüde, die Selbstbeweihräucherung des Autors, die Panegyrik gegenüber Freunden und Förderern sowie die Verunglimpfung jeglicher Kritik

beeindrucken eher durch das Maß ihrer Peinlichkeit denn als »Duftmarken« von Originalität und Souveränität. Man kann sie ungestraft überblättern. »Furchtlos und treu« sei's angemerkt.

Abraham Peter Kustermann

In Zusammenarbeit mit dem Historischen Verein für Württembergisch Franken (Schwäbisch Hall) lud das Bildungshaus Schöntal 1987 zu einer Tagung »Zisterzienser im baden-württembergisch Franken« ein. Zu berichten war nicht nur über die beiden bekannten Männerabteien Schöntal und Bronnbach; auch fünf, heute weithin vergessene Frauenklöster bestanden in diesem Raum: Frauental bei Creglingen, Seligental bei Osterburken, Gnadental bei Schwäbisch Hall, Billigheim und Lichtenstern bei Heilbronn. Die Referate, gedruckt im »Jahrbuch des Historischen Vereins für Württembergisch Franken« (Bd. 72, 1990), wurden in einem Sonderdruck zusammengefaßt und illustriert vorgelegt. Jürgen Sydow, Die Zisterzienser – Entstehung und Geschichte eines Mönchsordens (S. 5–19) schildert kompetent und instruktiv die Entwicklung des Ordens von der Gründung bis in die Gegenwart. – Andere Beiträge beschäftigen sich mit Einzelthemen: Hermann Ehmer, Das Kloster Bronnbach im Zeitalter der Reformation (S. 21–42) behandelt eine kritische Zeit des Klosters. Unter Abt Clemens Leusser zog der neue Glaube im Kloster ein. Nur drei Konventualen blieben bei der alten Kirche. Es gelang aber durch das Eingreifen des Bischofs von Würzburg, das Kloster, gegen den Widerstand der Grafen von Wertheim, dem alten Glauben zu erhalten. Interessant ist die abschließende Bemerkung, der letzte Abt, Heinrich Göbhardt, habe versucht, Bronnbach durch die Umwandlung in ein »Institut« (d. h. in ein öffentliches Gymnasium und Priesterseminar) im Sinne der Aufklärung »nützlich« zu machen und dadurch zu erhalten. Der Plan mißlang; das Kloster wurde 1803 säkularisiert. – Elisabeth Schraut, Zum Bildungsstand fränkischer Zisterzienserkonvente (S. 43–67) kann für alle fränkischen Frauenklöster mittelalterliche Handschriften nachweisen. Da die Bibliotheken in alle Winde zerstreut wurden, ist mit weiteren Überraschungen zu rechnen. – Elmar Weiss, Das ehemalige Zisterzienserinnenkloster Seligental bei Osterburken (S. 85–104) behandelt die Geschichte des 1236 gegründeten Hauses. Um 1560 starb der Konvent aus. Versuche einer Restitution mißlingen. Deshalb übertrugen die Erzbischöfe von Mainz die Einkünfte zunächst den Jesuiten in der Bischofsstadt, später der erzbischöflichen Hofkammer. In der Säkularisation fiel der Besitz an die Fürsten von Leiningen, die ihn 1934 an Privatleute verkauften. Die Kirche war schon 1928 abgebrannt. – Ancilla Betting, Äbtissin von Oberschönenfeld, berichtet aufgrund eigener Erfahrungen über »Gelebte Spiritualität in einer Zisterzienserinnen-Gemeinschaft« (S. 73–84).

Rudolf Reinhardt